

Martin Jehne

Ausgewählte Schriften zur römischen Republik

Herausgegeben von Bernhard Linke, Christoph Lundgreen,
Rene Pfeilschifter und Claudia Tiersch

Franz Steiner Verlag

Martin Jehne

Ausgewählte Schriften
zur römischen Republik

Herausgegeben von
Bernhard Linke, Christoph Lundgreen,
Rene Pfeilschifter und Claudia Tiersch

Franz Steiner Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2022
Layout und Herstellung durch den Verlag
Druck: Memminger MedienCentrum, Memmingen
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
Printed in Germany.
ISBN 978-3-515-13298-5 (Print)

Inhalt

Vorwort	7
---------------	---

I Das Volk und seine Versammlungen

Geheime Abstimmung und Bindungswesen in der Römischen Republik	11
--	----

Die Beeinflussung von Entscheidungen durch „Bestechung“: <i>Zur Funktion des ambitus in der römischen Republik</i>	27
---	----

Das Volk als Institution und diskursive Bezugsgröße in der römischen Republik	53
--	----

BERNHARD LINKE

Kommentar	77
-----------------	----

II Die Elite, das Volk und ihre Kommunikation

Jovialität und Freiheit <i>Zur Institutionalität der Beziehungen zwischen Ober- und Unterschichten in der römischen Republik</i>	89
---	----

Integrationsrituale in der römischen Republik <i>Zur einbindenden Wirkung der Volksversammlungen</i>	113
---	-----

Scaptius oder der kleine Mann in der großen Politik <i>Zur kommunikativen Struktur der contiones in der römischen Republik</i>	135
---	-----

CHRISTOPH LUNDGREEN

Kommentar	163
-----------------	-----

III Rom, Italien und das Imperium

Römer, Latiner und Bundesgenossen im Krieg <i>Zu Formen und Ausmaß der Integration in der republikanischen Armee</i>	175
Die Chance, eine Alternative zu formulieren, und die Chance, eine Alternative zu verwirklichen <i>Das Sagbare und das Machbare im republikanischen und augusteischen Rom</i>	197
From <i>Patronus</i> to <i>Pater</i> <i>The Changing Role of Patronage in the Period of Transition</i> <i>from Pompey to Augustus</i>	223
CLAUDIA TIERSCH Kommentar	251

IV Von der Republik zum Prinzipat

Der Dictator und die Republik <i>Wurzeln, Formen und Perspektiven von Caesars Monarchie</i>	269
Caesars Alternative(n) <i>Das Ende der römischen Republik zwischen autonomem Prozeß</i> <i>und Betriebsunfall</i>	295
Augustus in der Sänfte <i>Über die Invisibilisierung des Kaisers, seiner Macht und seiner Ohnmacht</i>	315
RENE PFEILSCHIFTER Kommentar	341
Erstveröffentlichungen	353
Stellenregister	355
Personenregister	369

Kommentar

RENE PFEILSCHIFTER

Es schmeichelt Caesar, daß Martin Jehne sich für ihn interessiert. Bei nicht wenigen Wissenschaftlern verfliegt die Begeisterung für das Thema der Dissertation, nachdem das Werk geschrieben und zum Druck gebracht ist,¹ nachdem die Interessen sich verlagert und ausgeweitet haben. Auch bei Jehne haben sie sich ausgeweitet, auf die Gesamtheit der römischen Republik, doch taucht im Strom der Aufsätze bis heute kein anderer Personennamen derart häufig auf wie derjenige Caesars.² Und natürlich sind da die zwei kleinen Monographien, von denen die *Beck Wissen*-Biographie – inzwischen in der fünften Auflage, erhältlich auch als Hörbuch, übersetzt ins Italienische, Spanische und Chinesische – auch in breiten Kreisen Jehnes Ruf als *der Caesar-Kenner* seiner Generation befestigt hat.³ Bei der Verleihung des Karl-Christ-Preises 2019 kamen die Redner und Laudatoren immer wieder auf Jehne und Caesar zu sprechen, sogar der Verleihungsort, das Berner Historische Museum, war danach ausgesucht, daß im Anschluß Wandteppiche aus dem 15. Jahrhundert vorgestellt wurden, welche Stationen aus Caesars Leben zeigen. Jehne selbst bestätigte das Urteil, als er seinem Vortrag vorausschickte, daß er heute gar nicht über Caesar sprechen werde, nur um einen guten Teil seines Materials aus Caesars Leben zu schöpfen.⁴

So setzt er eine große Tradition der deutschsprachigen Althistorie fort, die, wie häufig, von Mommsen begründet wurde und über Eduard Meyer, Matthias Gelzer und

1 Der Staat des Dictators Caesar (Passauer historische Forschungen 3), Köln u. a. 1987 (Diss. Passau 1984).

2 Schön nachzuvollziehen im Schriftenverzeichnis: M.J., Freud und Leid römischer Senatoren. Invektivarenen in Republik und Kaiserzeit (Karl-Christ-Preis für Alte Geschichte 4), Göttingen 2020, 73–85. Seitdem ist dazugekommen *Invectivity in the City of Rome in the Caesarian and Triumviral Periods*, in: Francisco Pina Polo (Hrsg.), *The Triumviral Period: Civil War, Political Crisis and Socioeconomic Transformations*, Zaragoza u. a. 2020, 209–228.

3 Caesar (C. H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe 2044), München 1997 (5. Aufl. 2015); Der große Trend, der kleine Sachzwang und das handelnde Individuum. Caesars Entscheidungen (DTV Premium), München 2009.

4 In der veröffentlichten Version (s. Anm. 2) nach meinem Eindruck deutlich abgeschwächt.

Hermann Strasburger bis zu Christian Meier reicht.⁵ Auch in einer sich rasant anglizierenden Wissenschaftswelt sind Caesar und der Fall der Republik immer noch Domänen der deutschschreibenden Altertumswissenschaft. Daß diese Tradition zudem und Gott sei Dank eine dynamische ist, hat sich zuletzt, 2014, in dem Vorschlag von Mischa Meier zur Kategorisierung von Caesars Alleinherrschaft erwiesen. Meier entwickelt seinen Ansatz in Aufnahme und kritischer Diskussion von Jehnes Thesen.⁶ Das ist schon insofern eine schöne Kontinuität, als Jehne selbst in Auseinandersetzung mit Christian Meiers Bild dieser Alleinherrschaft seine ersten Ideen zu Caesar vorgestellt hat.

Ich meine natürlich die überarbeitete Dissertation *Der Staat des Dictators Caesar* von 1987. Darin nimmt Jehne eine nüchterne Strukturanalyse der *res publica* zum Zeitpunkt von Caesars Tod vor, genauer: von Caesars Ämtern und formalen Befugnissen, von seiner soziopolitischen Stellung, insbesondere den Ehrungen für ihn und seinem Verhältnis zu den wesentlichen Gesellschaftsgruppen in Rom und im Reich, von der Entwertung der traditionellen Ämter, Gremien und Institutionen durch Caesars Regierungsstil. Dies alles gipfelt in einer stringenten Schlußbetrachtung, wonach Caesars Monarchie im Jahr 44 im wesentlichen vollendet gewesen sei, trotz der Unzufriedenheit eines Teils der Senatoren. Der Aufbruch in den Partherkrieg sollte ihnen, gerade durch seine Abwesenheit, demonstrieren, daß der neue Staat unverzichtbar sei und erst recht sein Schöpfer.

In Deutschland nahm die veröffentlichte Meinung diese These eher gemischt auf, nicht zuletzt deshalb, weil die Iden des März in dieser Perspektive eher wie ein Betriebsunfall wirken. Doch Respekt war ihr schon deshalb sicher, weil sie aus intensiver Quellenarbeit geboren war und aus gründlichster Erwägung der Plausibilitäten da, wo die Quellen uns im Stich lassen (also häufig).⁷ Und Furore machte sie, weil es sich um die erste substantielle Herausforderung von Christian Meiers Analyse handelte, die damals, fünf Jahre nach Erscheinen von dessen Caesar-Biographie, im Zenit ihres Einflusses stand. Meiers Protagonist weiß nicht mehr weiter und flieht angesichts innenpolitischer Aporie in den Partherkrieg; bei Jehne aber führt er die Alternative ein, die Monarchie.⁸ Noch während meines Studiums, 1991 bis 1997 (fern von und ganz

5 Ich kann hier, natürlich, nur die wichtigsten Namen nennen. Statt umfangreicher Nachweise sei auf die grundlegende Rezeptionsstudie von Karl Christ, *Caesar. Annäherungen an einen Diktator*, München 1994, verwiesen.

6 Mischa Meier, *Caesar und das Problem der Monarchie in Rom* (Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 52), Heidelberg 2014. In den Fußnoten taucht Jehne dauernd auf, am prägnantesten S. 10 Anm. 8.

7 Deutlich wird dies in den ambivalenten Urteilen von Klaus M. Girardet, *Gymnasium* 96 (1989), 189 f., und selbst Helga Botermann, *Gnomon* 60 (1988), 613–619, die von der These selbst nur wenig hielten. Sehr positiv dagegen Christ (Anm. 5), 313.

8 So prononciert S. 11: „Es ist doch zumindest erwägenswert, ob nicht [...] die Errichtung der Alleinherrschaft anstelle der Oligarchie schon als Alternative angesehen werden kann.“

unbekannt mit Martin Jehne), hatte man zum Thema nach Meiers Büchern nur noch Jehne zu lesen. So hatte sich der junge Passauer Assistent mit einem Streich unter den hoffnungsvollen althistorischen Nachwuchs eingereiht. Der Rest ist bekannt.

In der vorliegenden Sammlung vertritt der Aufsatz *Der Dictator und die Republik. Wurzeln, Formen und Perspektiven von Caesars Monarchie* diesen, den ältesten Gedankenstrang in Jehnes Werk. Der Verfasser widerruft darin nicht die Thesen der Dissertation, wenig überraschend, aber er nimmt im einzelnen explizite Korrekturen vor. Doch im Grunde handelt es sich um Kleinigkeiten. Wichtiger ist, daß der Blick sich 23 Jahre später vertieft hat. Bei der Dictatur, zweifellos dem Herzstück von Caesars Machtstellung, geht es Jehne nicht mehr so sehr um die inhaltlichen Befugnisse, sondern um ihre Unabhängigkeit von der Besetzung der regulären Obermagistrate – ein vollständiger Apparat an Amtsträgern war Caesar nicht wichtig – und um die mit ihr verbundene Möglichkeit der Wahlleitung. Nur diese garantierte Caesar, was ihm aus der Ferne nicht möglich schien: das Antreten ihm unbedingt ergebener Bewerber (auch Caesarianer der ersten Stunde waren zu Kampfkandidaturen bereit) und deren tatsächliche Wahl durch das Volk. Erst die langjährige Beschäftigung mit den Fein- und Grobheiten republikanischer Wahlkämpfe und Volkswahlen hat Jehne auf diese bislang unbeachtete Schwachstelle des Caesarischen Regiments aufmerksam gemacht.

Auch bei Caesars Motiven, die Herrschaft zu begründen und auszubauen, gelingen durch den Vergleich mit den republikanischen Usancen neue Einsichten. Selbst abgesehen von pragmatischen Gründen – der Unmöglichkeit, seine patronale Stellung aufzugeben –, erwog Caesar wahrscheinlich gar nicht die Option, nach dem Vorbild Sullas zurückzutreten. Seine präzedenzlosen Leistungen forderten eben präzedenzlose Auszeichnungen. Der Partherkrieg sollte nur die nächste Großtat werden. Dies war gut republikanisch gedacht, selbst wenn dieser Mechanismus, auf die Spitze getrieben, die Republik sprengte.

Entscheidend ist aber, wo Caesar über den Horizont der Republik hinausging. Daß er glaubte, selbst alles besser machen zu können, mochte noch hingehen, aber daß er das mit einer Effizienzorientierung verband, die kaum Rücksicht auf all die bislang üblichen Einbindungs- und Konsensakte mit Senatoren, Rittern und Volk nahm, machte seine Monarchie schwer erträglich. Symbolische Jovialität – ein Jehnesches Lieblingsthema – galt ihm wenig gegenüber inhaltlichem Fortschritt. „Caesar verhielt sich also schon in der Republik monarchisch in der Weise, dass er sich bei aller Geschicklichkeit in der Behandlung der anderen von seiner Grundlinie nicht abbringen ließ. Diese Fixierung auf das Ziel war nicht republikanisch. Die ungeheure Flexibilität in der Sache, die republikanische Politiker aufbrachten, findet sich bei ihm nicht, dagegen übertraf er seine Kollegen möglicherweise hinsichtlich der Flexibilität in den Formen“ (S. 293). Und ein paar Zeilen darauf, am Schluß des Aufsatzes: „So war für Caesar die Effizienz, am besten objektivierbar in der Geschwindigkeit, ein so natürliches Ziel des Leistungswilligen und -fähigen, dass ihm Partizipationsmöglichkeiten zur Kontrolle und Beeinflussung von Entscheidungen nur noch als störender Ballast

erschieden. Mit dieser Form der Ergebnisorientierung hätte er zweifellos auch heute viele Anhänger, merkwürdigerweise auch in großer Menge in den Universitäten.“

Das ist nicht nur ein Seitenhieb gegen die Fürsprecher der New Public Governance an Universitäten – wieder ein Jehnesches Lieblingsthema –, sondern vor allem eine scharfe Verurteilung von Caesars politischem Werk. Gelegenheit zur Partizipation zu geben und sie zu nutzen ist für Martin Jehne, nein, nicht schon wieder ein Lieblingsthema, das Wort ist zu schwach, sie ist ihm eine Herzensangelegenheit. Bürgerliche Teilhabe gilt ihm als prägendes Charakteristikum der liberalen Gesellschaft, und überhaupt, wie er bei mancher nachmittäglichen oder abendlichen Runde bekundet (und dann auch gleich praktiziert), steht das Beraten, Einbinden, gegenseitige Kennenlernen einer jeden Gemeinschaft gut an. Vermeintliche ‚Schwatzbuden‘ vermögen Zusammenhalt oder zumindest Verständnis zu stiften, vom UN-Sicherheitsrat über den Universitätssenat bis zum Stadtbezirksbeirat.

Der Diskurs steht Martin Jehne über dem Ziel, und er ist kein Bewunderer von Caesars Wirken. In der Dissertation lesen sich seine Urteile noch heller. Der Unterschied mag auch mit den verstrichenen Jahren zusammenhängen, aber entscheidend scheint mir die Anlage der größeren Arbeit, die in ihrer systematischen Gliederung das erreichte Ergebnis anstatt des Prozesses betont. Damals wie heute schreibt Jehne seinem Caesar den gewaltigen Erfolg der Etablierung eines Staates zu, der bestehen hätte können und ohne die Iden des März auch bestanden hätte.⁹ Das ist ein klassisches Kriterium für einen ‚großen Mann‘, aber da Jehne den Weg eben für wichtiger hält als das Resultat, gibt es auch für ihn kein Zurück zur Staatsmannschaft des Diktators und zur Caesarbegeisterung der Generationen vor Strasburger.

Damit fällt ein möglicher Grund für die eingangs festgestellte stete Beschäftigung mit Caesar fort, nämlich Enthusiasmus für das Objekt des Interesses. Ein anderer, vermutete Ähnlichkeit mit diesem, greift bei Jehne auch nicht so recht. Er selbst hat eine solche Vermutung für Christian Meier getätigt, den ein Außenseitertum mit Caesar verbunden habe.¹⁰ Ob das für den einen wie den anderen stimmt, kann hier auf sich beruhen bleiben. An Jehne jedenfalls ist mir nie etwas Caesarisches aufgefallen, auch nicht im Sinne des Nonkonformistischen, innere Unabhängigkeit zur bestehenden soziopolitischen Ordnung Haltenden. Denn solche Distanz schlägt sich dann doch

9 So scheint mir auf Jehne eher zuzutreffen, was er selbst, Christian Meier und Iulius Caesar, oder: Das Faszinosum des Außenseiters, in: Monika Bernett / Wilfried Nippel / Aloys Winterling (Hrsgg.), Christian Meier zur Diskussion. Autorenkolloquium am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld, Stuttgart 2008, 201–217, hier 203, über Christian Meier geschrieben hat: „Es besteht eine bemerkenswerte Kontinuität in Meiers Caesarbild, das eigentlich vom jungen Meier bis zum Meier der *akme*-Phase eher ausgeformt und entfaltet als neu konzipiert wird. Das heißt wohlgemerkt nicht, daß die späteren Werke überflüssige Wiederholungen des schon Bekanntesten seien. Die Caesarthematik wurde immer wieder erheblich vertieft, auch breiter eingebettet, zudem in vielen Einzelheiten neu gewendet.“

10 Jehne (Anm. 9), 216 f.

gelegentlich in sozialen Transgressionen und bewußtem Normbruch nieder. Davon ist Jehne weit entfernt. Vielmehr scheinen mir alle Indizien dafür zu sprechen, daß er sehr gern in der bestehenden Gesellschaft lebt und wirkt, keines aber dafür, daß er sich insgeheim als Geistesverwandten Caesars sieht.¹¹

Jehnes Interesse für Caesar ist eher aus dem Umstand geboren, daß nur wenige historische Personen so reiches Anschauungsmaterial für Möglichkeiten und Grenzen einer politischen Situation bieten. Denn Caesar besaß ohne Zweifel ein ganz ungewöhnliches Talent dafür, eine Konstellation, von der er selbst ein Teil war, zu überschauen, darin Chancen zu erkennen und sie dann auch zu nutzen, nicht selten in Hasardeursakten. Alexander der Große zeigte ähnliche Risikobereitschaft, doch für die Analyse der politischen Machtlagerung ist er ein langweiliger Fall: Er begann als ältester Königssohn und wurde spätestens mit Issos zum Autokraten. Caesar dagegen mußte bis zum Ende kalkulieren, machinieren, wagen. Welches Potential darin für die historische Analyse steckt, hat Jehne in seiner zweiten Caesar-Monographie gezeigt, *Der große Trend, der kleine Sachzwang und das handelnde Individuum* von 2009, bestehend aus Miniaturen über Caesars (gelegentlich auch falsche) Entscheidungen.

Das Buch ist meiner Meinung nach Jehnes bestes. Es ist ungeheuer witzig und ungeheuer reich an Einsicht. Buchhändlerisch aber war es kein Erfolg, ist auch schon lange vergriffen, und im Fach fiel die Aufmerksamkeit mäßig aus. Warum das so ist, ist mir ein Rätsel. Vielleicht hat Jehne die falschen popkulturellen Beispiele gewählt. *The Maltese Falcon* sagt heute nur noch wenigen etwas, weder als Buch noch als Film. Isaac Asimov hat die Science-Fiction zwar sehr geprägt, seine eigenen Werke werden aber nur noch selten gelesen. Als Jehne bei einer Lehrstuhlsitzung seine Mitarbeiter, es dürfte 2008 gewesen sein, danach fragte, was ihnen zum Thema Maultier und Caesar einfallt, herrschte betretenes Schweigen. Ich stammelte etwas von den *muli Mariani*, was nicht hilfreich war. Hätte er sich nach der *Force* oder nach einer Schule für Magie erkundigt, hätte ihm ein vielstimmiger Chor geantwortet.

Damit bin ich beim zweiten Aufsatz dieser Sektion angekommen, *Caesars Alternative(n). Das Ende der römischen Republik zwischen autonomem Prozeß und Betriebsunfall*. Denn dieser ist nur die ‚strenge wissenschaftliche‘ Begründung der im Buch unternommenen Einordnung Caesars in den Entwicklungsprozeß der römischen Republik.¹² Das ist dasselbe Material wie in der Dissertation und im ersten Aufsatz, aber eine andere Frage: nicht nach dem Wollen und der Leistung des Individuums Caesar,

11 Es ist nicht auszuschließen, daß der hier Geehrte in dem konstatierten Mangel an Caesarischem eine leichte Kritik impliziert glaubt. Jehne hat sich bei Gelegenheit nämlich sehr anerkennend über Caesars Großzügigkeit geäußert. Dazu ist zu sagen, daß mein Caesarbild weit negativer ist als das seine. Caesarische Großzügigkeit scheint mir, soweit die Quellen einen Schluß erlauben, immer mit der Kalkulation der zu erwartenden Gegenleistung gewährt worden zu sein, Jehnesche aber nie.

12 So Jehne, *Trend* (Anm. 3), 154.

sondern nach der Überlebenschance der bestehenden soziopolitischen Struktur und Caesars Wirken in ihr.

Die sechs roten Bände zur *Theorie der Geschichte*, die zwischen 1977 und 1990 im Deutschen Taschenbuchverlag erschienen sind, waren und sind für Jehne ein wichtiger Begleiter (auch in dem konkreten Sinne, daß er sie oft ins Institut mitbrachte).¹³ Es handelt sich bei dieser Reihe wahrscheinlich um das Beste, was die deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg zum Thema hervorgebracht hat. In einem Aufsatz des zweiten Bandes hat Christian Meier die Kategorie des autonomen Prozesses entwickelt, nicht ganz ohne Vorarbeiten, doch zum ersten Mal in methodisch abgesicherter und wissenschaftlich bündiger Weise.¹⁴ Daß Meier in den Siebziger Jahren diesem Thema nachging, überrascht nicht, denn im Niedergang der Republik, genauer in seiner berühmten „Krise ohne Alternative“, glaubte er einen solchen Prozeß erkannt zu haben.

Jehne greift in dem hier wiederabgedruckten Aufsatz von 2009, passenderweise entstanden anlässlich eines Kolloquiums im Historischen Kolleg, auch das theoretische Anliegen auf. Er folgt Meiers Entwurf, führt aber mit dem Kriterium des *Tempos* einen Gesichtspunkt ein, den dieser allenfalls am Rande berührt hatte. Damit löst Jehne gleich zwei Probleme. Zum einen das der Banalität: Wenn historische Prozesse sich in eine bestimmte Richtung entwickeln, gleichzeitig aber jedes menschliche Ordnungsarrangement irgendwann an ein Ende kommen muß, dann steckt in der Feststellung der Autonomie eines solchen Prozesses, also der Unabänderlichkeit der nunmehr eingerasteten Richtung, nichts sonderlich Aufregendes mehr. Mit der Einführung eines Zeitfensters, das nie unabänderlich feststeht, also durch menschliche Handlungen verschoben werden kann, kehrt Flexibilität zurück. Damit ist auch die zweite, größere Schwierigkeit angesprochen: Meier ist ja insbesondere von Ernst Badian der Vorwurf des Determinismus gemacht worden, der Exkulpation historisch Schuldiger von jeder Verantwortung oder, allgemeiner, der Leugnung von Agency handelnder Menschen.¹⁵ Mit dieser Erweiterung, besser: Präzisierung des Meierschen Vorschlags ist das Modell anwendungstauglicher, und es fällt wesentlich leichter zu prüfen, ob sich eine bestimmte historische Konstellation vielleicht mit einem autonomen Prozeß verbindet. So ist Jehne hier etwas gelungen, was nur wenige Wissenschaftler für sich in Anspruch nehmen können: eine Erweiterung des theoretischen Instrumentariums seines Faches.

13 Erarbeitet von der Studiengruppe *Theorie der Geschichte* in der Reihe Beiträge zur Historik, München. Bd. 1: Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, 1977; Bd. 2: Historische Prozesse, 1978; Bd. 3: Theorie und Erzählung in der Geschichte, 1979; Bd. 4: Formen der Geschichtsschreibung, 1982; Bd. 5: Historische Methode, 1988; Bd. 6: Teil und Ganzes. Zum Verhältnis von Einzel- und Gesamtanalyse in Geschichts- und Sozialwissenschaften, 1990.

14 Christian Meier, Fragen und Thesen zu einer Theorie historischer Prozesse, in: Karl-Georg Faber / Christian Meier (Hrsgg.), *Historische Prozesse* (Beiträge zur Historik 2), München 1978, 11–66, darin 34–42 zur Republik.

15 Ernst Badian, Rez. Meier, *Caesar*, Berlin 1982, *Gnomon* 62 (1990), 22–39, hier 37–39.

Charakteristischerweise beläßt er es nicht beim Theoretisieren, sondern prüft selbst noch einmal die Handlungsoptionen der Akteure. Er bestätigt Meiers Diagnose nicht nur grundsätzlich, sondern kommt auch zu dem Schluß, daß schon vor Caesars Eintritt in die Weltgeschichte durch das Konsulat 59 der autonome Prozeß wahrscheinlich eingerastet war. Jehne legt sich nicht genauer fest, sondern überläßt die weitere Analyse der zukünftigen Forschung. Aber zwischen den Zeilen glaube ich doch lesen zu können, daß er in dem Halbjahrhundert zwischen den Gracchen und Sulla den Umschlag einordnen würde, bis zu dem eine Umsteuerung des Prozesses möglich war und danach eben nicht mehr.

In jedem Fall ist klar, daß Caesar nicht das Asimovsche Maultier sein kann, der unvorhersehbare, kontingente Handlungsträger, der im Alleingang jeden Prozeß umwerfen kann und in diesem Fall wider die Notwendigkeit und sogar die Wahrscheinlichkeit den Untergang der Republik herbeiführt. Jehne zeigt in einer wunderbaren kontrafaktischen Spekulation, daß es ohne Caesar wohl schon zwischen Pompeius und dem Senat zum tödlichen Bruch gekommen wäre. Der große Trend lief auf die Monarchie zu. Caesar folgte ihm, ja erfüllte ihn mit seinem Staat. Seine Ermordung war da nicht mehr als ein nachträglicher, für den großen Gang irrelevanter Betriebsunfall (nun ausdrücklich so benannt).

Für Jehne endet die Republik mit Caesar. Das hat er nirgends so deutlich gemacht wie in seinem *Beck Wissen*-Büchlein über die römische Republik. Den Untertitel hat er gegen den Wunsch des Verlages durchgesetzt: *Von der Gründung bis Caesar*.¹⁶

Das ist derzeit noch eine Minderheitsmeinung. Tatsächlich frage ich mich, ob in dieser Deutung die Iden des März nicht unterschätzt sind. Nicht für sich, denn die Reaktion auf die Tat war weit ambivalenter, als die Verschwörer erwartet hatten, die Republik keineswegs wieder instand gesetzt. Aber in Kombination mit einer gewonnenen Doppelschlacht von Philippi. Um auch eine kontrafaktische Spekulation zu wagen: Wären Antonius und der junge Caesar vernichtet worden, hätte sich die Partei der Caesarianer aufgelöst. Lepidus hätte den in Italien landenden Siegern nichts entgegenzusetzen gehabt. Anders als die Triumvirn hätten Brutus und Cassius nicht einfach das Reich unter sich aufteilen können. Sie waren für eine Sache angetreten, die sie band. So hätten sie versucht, das Senatsregiment wiederherzustellen. Sicher nicht in der Form der fünfziger Jahre, mit ihrem Chaos und nach dem inzwischen erfolgten Tod eines guten Teils der Führungsschicht. Aber es wäre eine Ordnung gewesen, die der oligarchischen Republik deutlich näher gestanden hätte als der Caesarischen Monarchie. Immerhin hatte die republikanische Partei zwei Anführer, ein erster, wenn gleich bescheidener Anfang von Pluralität. Die Aufgabe wäre schwierig gewesen, doch das entschlossene, mitunter brutale Vorgehen der beiden während der Rüstungen im

16 Die römische Republik. Von der Gründung bis Caesar (C. H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe 2362), München 2006 (3. Aufl. 2013).

Osten hatte deutlich gemacht, daß auch Brutus die Illusionen des März 44 hinter sich gelassen hatte. Die größte Hypothek für eine erneuerte Republik wären freilich Cassius und Brutus selbst gewesen, mit ihrer überragenden Patronatsstellung.

Wenn also der kontingente Ausgang von zwei Schlachten die, wenigstens in meinen Augen, plausible Möglichkeit der politischen Regeneration eröffnet hätte, dann ist auch zu überlegen, ob der autonome Prozeß tatsächlich mit Caesar endete. Man könnte immer noch so argumentieren und sagen, daß der Einschnitt seiner Monarchie derart deutlich war, daß jede danach kommende Ordnung einen Neuanfang darstellen mußte. Alternativ: Der Prozeß dauerte nach wie vor an, und der politische Versuch von Brutus und Cassius bewirkte eine Hinauszögerung des Untergangs, dessen Zeitpunkt um so mehr nach hinten rückte, desto erfolgreicher der Versuch verlief. Oder aber, und auf diese Möglichkeit hat Meier hingewiesen, wenngleich nicht in Bezug auf die Republik: Der autonome Prozeß erschöpft sich, ohne an den möglichen Endpunkt zu gelangen, weil die Rahmenbedingungen sich geändert haben.¹⁷ Das scheint mir die attraktivste Lösung zu sein. Denn das zentrale Problem der späten Republik war, daß einzelne Feldherren die Machtmittel der Peripherie, gewonnen durch Krieg und Provinzen, gegen das Zentrum wendeten, das in Form von Senat und Volksversammlungen immer weniger Zugriff darauf hatte. Doch durch Brutus und Cassius wären die Ressourcen des Reiches erstmals zugunsten des Zentrums eingesetzt worden.

Martin Jehne hat sich, soweit ich sehe, zu den Handlungsmöglichkeiten und -präferenzen der Republikaner nach 44 (noch?) nicht ausführlich geäußert. Er würde die Perspektiven wahrscheinlich dunkler zeichnen, mit Sicherheit aber auch hier mit originellen Einsichten aufwarten. Jedenfalls gingen die Schlachten verloren, mit Cassius und Brutus starb der letzte Funke der Republik, und von Caesars Monarchie führt ein ziemlich gerader Weg zu derjenigen seines Sohns.

Für Jehne, mit seinem kritischen Bild eines erfolgreichen Caesar, ist diese Route tatsächlich weit müheloser als für die meisten seiner Vorgänger, die entweder begründen mußten, warum die Geschichte nach dem Fall ihres Idols recht unbeeindruckt voranschritt, oder darzulegen hatten, warum bei Augustus die Bedingungen für eine Alleinherrschaft so viel besser waren, nachdem Caesar gescheitert war. Bei Jehne aber kann der Sohn den an sich gelungenen Versuch des Vaters schlicht wiederholen, mit etwas mehr Umsicht angesichts von dessen Mißgeschick und natürlich mit viel mehr Zeit. So ist ihm die Etablierung des Prinzipats kein historisches Problem, sondern die konsequente Fortsetzung von Caesars Werk.

Wahrscheinlich deshalb interessiert Jehne sich in Sachen Augustus nicht so sehr für den Prozeß als für systemische Aspekte seiner entwickelten Herrschaft. So geht es im dritten Aufsatz dieser Sektion, *Augustus in der Sänfte. Über die Invisibilisierung des Kaisers, seiner Macht und seiner Ohnmacht*, um den Regierungsstil des etablierten

17 Meier (Anm. 14), 29 f., 32, 42, 45 („Randbedingungen“ in der Meierschen Diktion).

Herrschers. Suetons Hinweis, Augustus habe sich, wenn er nicht gerade Konsul war, in einer geschlossenen Sänfte durch Rom tragen lassen, scheint auf den ersten Blick so wenig zum Tenor des Quellenabschnitts zu passen, in dem es um Nahbarkeit und Verzicht auf Herrscherallüren geht, daß schon im 16. Jahrhundert eine Konjektur aus der geschlossenen eine geöffnete Sänfte machte.¹⁸

Doch Jehne macht schnell deutlich, daß Augustus nicht nur ein bißchen Ruhe vor seinen Untertanen haben wollte. Seine Sichtbarkeit auf dem Weg durch die Stadt hätte ihm unweigerlich ein gewaltiges Gefolge eingebracht, viele Passanten hätten ihn begrüßt, kurz, es wäre ein Spektakel entstanden, welches das Gefolge der regulären Amtsträger in den Schatten und die Machtverhältnisse vor Augen gestellt hätte. Das wollte Augustus vermeiden. Es ging aber auch noch um etwas anderes, nämlich um die Verringerung oder zumindest Regulierung von persönlichem Kontakt. Denn auch in einem kurzen Gespräch mit Augustus wurden, fast unvermeidlich angesichts seiner Stellung, Bitten geäußert und Petitionen überreicht. Dutzende, Hunderte, Tausende von Anliegen konnte und wollte er aber nicht erfüllen, aus Zeitgründen, vor allem aber wegen konfligierender Interessen und der Endlichkeit der Ressourcen.

Schon die großen Herren der Republik hatten versucht, sich rar zu machen. Im Patronagesystem Roms hatte man persönlichen Bitten nämlich nachzukommen, außer man wollte als schlechter oder machtloser Gönner erscheinen. Freilich, da es noch andere große Herren gab, vermochte der einzelne Senator dem Petenten bei widrigem Ausgang plausibel zu erläutern, daß er getan habe, was er konnte, es im senatorischen Kräftemessen aber leider, leider nicht gereicht habe. Solche Temperierung der Enttäuschung konnte Augustus nicht mehr gelingen, denn er war der allergrößte Herr. So entwickelte er „Sachkriterien zur Prüfung der Berechtigung von Ansprüchen“ – etwa Gleichbehandlung, Orientierung an Präzedenzfällen, vergangene Verdienste des Bittstellers um Rom – und löste einen „administrativen Rationalisierungsschub“ aus (S. 338). Denn solche Sachkriterien waren bis dahin allen Ernstes keine validen Gründe für eine Ablehnung von Bitten gewesen. Jehne greift hier weit über Augustus hinaus und skizziert für die gesamte Kaiserzeit die Konsequenzen dieses Amalgams von personenorientiertem Patronagesystem und allmählich entstehender, rudimentärer Bürokratie.

Der Ansatz ist aber auch für die Analyse des spätantiken Imperiums von Nutzen, ja er ist universalhistorisch relevant. Denn überall dort, wo ein Autokrat mit Charisma und behaupteter Allüberlegenheit regiert, stellt sich mit der Zeit das Problem, wie der Anspruch sich mit der tatsächlichen Unmöglichkeit, alle Hoffnungen zu erfüllen, und den realen Defiziten des politischen Systems vereinbaren läßt. Jehne selbst zieht das

18 Anders als Maximilian Ihm in der Teubneriana (vgl. Jehnes Aufsatz, 320 Anm. 26) hat Robert A. Kaster in seiner inzwischen erschienenen, schnell zur Standardausgabe avancierten Edition (Oxford 2016) die Konjektur gegen die einhellige Überlieferung akzeptiert: *adaperta sella* (Suet. *Aug.* 53,2). Jehnes Aufsatz ist dadurch nur noch wichtiger geworden.

nationalsozialistische Deutschland als Beispiel heran. Seit dem Erscheinen des Aufsatzes, 2005, ist das Thema noch einmal relevanter geworden, was sein Autor damals wahrscheinlich nicht vermutet und ganz sicher nicht erhofft hat.

Selbst westliche Demokratien haben inzwischen mit gewissen Spielarten des Problems zu kämpfen. Näher am römischen Fall stehen neopatrimoniale Staaten, die sich vor allem im Globalen Süden finden. Zum Neopatrimonialismus gehört ja zunächst der Umstand, daß zwar Klientelstrukturen dominieren, die für die Vergabe von Ämtern, Funktionen und Ressourcen ausschlaggebend sind, dennoch aber organisatorische Strukturen existieren, die formal sogar Webers Idealtypus bürokratischer Herrschaft entsprechen können. Es läßt sich vermuten, daß solche standardisierten Bürokrationen ebenso für die administrative Abwicklung zuständig sind und dabei eine gewisse Funktionalität und Verlässlichkeit zumindest suggerieren, wie sie Verantwortlichkeiten verwischen für diejenigen Dinge, die nicht so gut laufen – eine Verantwortung, die sonst dem fast immer vorhandenen autoritären Regierungschef zugeschrieben würde.

Ein besonders interessanter Fall von Macht und Ohnmacht des Herrschers könnte China werden. Trotz der Funktionen von Staatspräsident, Ministerpräsident und Generalsekretär der Partei waren die Inhaber dieser Ämter lange nicht besonders herausgehoben gegenüber dem Willen des Kollektivs der Staats- und Parteielite. Xi Jinping ist jedoch seit zehn Jahren dabei, eine autoritäre Herrschaft zu etablieren, die zumindest potentiell bis zum Ende seines Lebens dauern soll. Gleichzeitig hat seine Regierung gegenüber den eher vagen Aufstiegsversprechen der Vergangenheit deutlich ehrgeizigere außenpolitische Ziele formuliert, die China als ‚starke Nation‘ etablieren sollen. Im Innern wird der Primat der Partei neu eingeschärft, unter Verlust bislang vorhandener ökonomischer, politischer und zivilgesellschaftlicher Freiräume. Es bleibt abzuwarten, wie sich die äußerlich so gar nicht invisibilisierte Konzentration der Macht beim neuen Mao bewähren wird, falls China einmal deutliche Rückschläge erleidet.

Daß Jehnes Modelle zu solchen Gedanken anregen, hat damit zu tun, daß sie oft von konkreten Situationen ausgehen, in denen Menschen miteinander kommunizieren und agieren: Augustus und Petent, Senator und Senator, *candidatus* und Plebejer, Römer und Grieche, *tiro* und Legionäre. Stets arbeitet Jehne das kulturell Besondere heraus, in Augustus' Fall die spezifisch römische Ausprägung des Patronagesystems. Doch dabei bleibt es nicht. Jehne versteht es, sich in die Handelnden der Vergangenheit hineinzusetzen, so wie ein guter Historiker es tun muß, insbesondere ein Althistoriker, dem die Quellen bitter wenig über Motive und Empfindungen der Beteiligten mitteilen. So bringt er seine eigene menschliche Erfahrung ein, und dadurch gewinnt er aus Episoden, die mehr als zweitausend Jahre zurückliegen, das überzeitlich Interes-

sante. Also: Herrscher und Bittsteller, Politiker und Politiker, Wahlkämpfer und Wähler, Deutscher und Franzose, Rekrut und Kameraden.¹⁹

So wird es dem Leser einfach, eine Situation nachzuvollziehen. Nicht wenige dieser fast Vignetten zu nennenden, prägnanten Beschreibungen haben große Bekanntheit im Fach erlangt. Der Volksversammlungsgreis Scaptius; der Bauer, der sich für seine schwierige Hand von einem Scipio Spott anhören muß; der einfache Bürger, der einen geschlagenen halben Tag auf seine Stimmabgabe in einer Sache wartet, die ihn weder interessiert noch Auswirkungen auf ihn hat, und dennoch wartet. In diesen Beispielen wird ein weiterer Grund für die Anschaulichkeit von Jehnes Interpretationen deutlich: Er sieht nicht nur auf den großen Mann, sondern auch auf den kleineren und kleinen. Wir alle sind ja gewöhnlich eher Wähler als Wahlkämpfer.

Der Sänftenaufsatz ist dafür ein gutes Exempel. Denn Jehne kalkuliert auch die Effekte von Augustus' Verhalten auf die anderen. Wenn der Herrscher auf Reisen seine Ankunft und seine Abreise möglichst in die Nacht legte, ersparte er es den Stadtbewohnern, gleich zweimal erheblichen Aufwand für ihn zu betreiben. Es „konnte kein großer Bahnhof organisiert werden, und allen war gedient: Diejenigen, die ein *officium* gegenüber Augustus besaßen, konnten beruhigt ihrem normalen Tagesablauf folgen, ohne daß man ihnen ein Versäumnis ihrer Verpflichtungen nachsagen konnte, und Augustus mußte nicht freundlich lächelnd einen langwierigen Ehrenakt über sich ergehen lassen“ (S. 321).

Alle in diesem Band erneut vorgelegten Aufsätze stammen aus Jehnes Dresdner Jahren als aktiver Lehrstuhlinhaber an der Technischen Universität. Er war dabei, wie die meisten Wissenschaftler, in einen institutionellen Rahmen eingebunden, der die Richtung der eigenen Interessen beeinflusste. In Jehnes Fall waren das drei geisteswissenschaftliche Sonderforschungsbereiche. So finden sich auf den vorstehenden Seiten viele Ausführungen zu Invektiven, zu Gemeinsinnsbehauptungen und vor allem zu Ritualen. Und doch lassen sich keine deutlichen Richtungsänderungen beobachten (weswegen die Herausgeber auch keine chronologische Anordnung der Arbeiten gewählt haben). Vielmehr ist alles auf ein grundlegendes Interesse zurückzuführen: wie es um die Machtlagerung in der Gesellschaft der alles andere als sympathischen und dennoch so faszinierenden römischen Republik stand.

Dieser Antrieb findet sich schon in der Dissertation, die ja nicht eigentlich Caesar gilt, sondern einem Personengeflecht und einer Struktur, in der Caesar nur der wichtigste Faktor ist. Er findet sich in den Monographien, und er findet sich in den vielen, vielen Artikeln, derjenigen Publikationsform, die zu seiner Wissenschaft am besten paßt. Jehne ist ein Meister darin, komplexe historische Konstellationen aus-

19 Vielleicht, das ist jetzt aber nur eine Vermutung, geht es Jehne wie Christian Meier, Antworten, in: Bernett/Nippel/Winterling (Anm. 9), 259–310, hier 290, der über sich gesagt hat: „So hatte ich deutlich das Gefühl, es mit allgemeineren Zusammenhängen zu tun zu haben, in deren Licht der Sonderfall Rom in verschiedenen Hinsichten genauer hätte bestimmt werden müssen.“

einanderzunehmen, auf Situationen, Interaktionsbeziehungen und Handlungsträger herunterzubrechen, sie zu analysieren, zu theoretisieren und dann sprachlich elegant zusammenzufügen. Nach jedem Aufsatz hat der Leser das Gefühl, jetzt deutlich mehr von der Republik verstanden zu haben. Martin Jehne wird nicht aufhören, uns solche Verständnisbeiträge zu liefern.